

VSA-Fortbildungstagung für Altersheimleitung und Kaderpersonal, 7./8. November 1990, Kongresshaus Zürich : Freiheit und Menschenwürde auf dem Prüfstand der Sozial-Ethik

Autor(en): **Pieper, Annemarie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **62 (1991)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-810184>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Freiheit und Menschenwürde auf dem Prüfstand der Sozial-Ethik

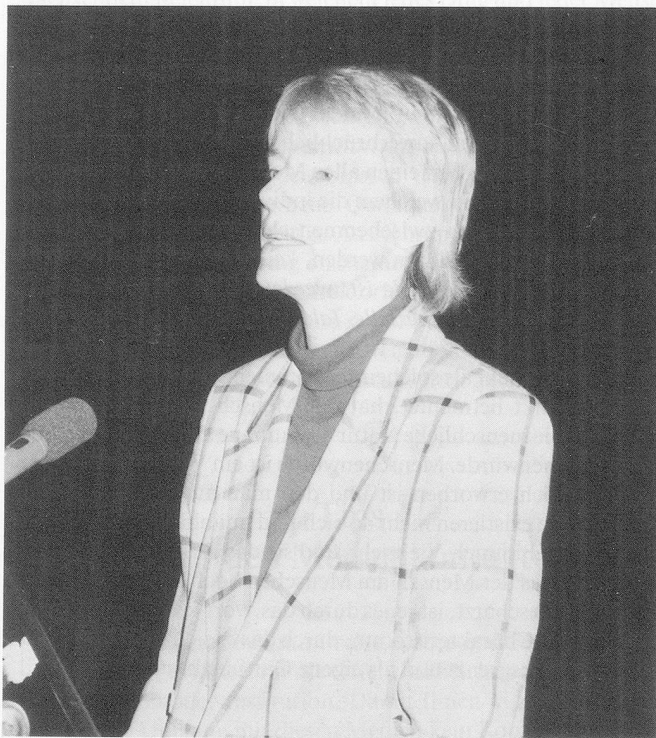
Rund 250 VSA-Mitglieder und -Freunde fanden sich im November in Zürich ein, um sich während zweier Tage dem Thema «Ethischer Notstand im Alters- und Pflegeheim» zu widmen. Hochkarätige Referenten waren eingeladen, sich mit der Aktualität des angesprochenen Problems auseinanderzusetzen.

Prof. Dr. Annemarie Pieper führte in die Thematik ein mit ihrem Referat «Freiheit und Menschenwürde auf dem Prüfstand der Sozial-Ethik». Annemarie Pieper hat Philosophie, Anglistik und Germanistik studiert und ist seit 1981 Ordinaria für Philosophie an der Universität Basel. Verschiedene Buchveröffentlichungen haben sie als Ethik-Spezialistin bekannt gemacht, so zum Beispiel ihre Einführung in die praktische Philosophie «Ethik und Moral» (München 1985). Nachfolgend ihr Referat im Wortlaut.

Die Sozial-Ethik untersucht die zwischenmenschlichen Beziehungen im Hinblick darauf, was wir unseren Mitmenschen als Menschen schuldig sind, welche Grundrechte wir ihnen und uns vernünftigerweise zugestehen müssen und welche allgemeinemenschlichen Verpflichtungen uns daraus erwachsen. Man könnte die fundamentale sozialetische Frage auch so formulieren: Was ist ein Individuum als Mitglied der Gattung Mensch wert? Diese Frage nach dem Wert des Menschlichen als solchen findet im Rahmen einer Analyse des Begriffs «Wert» eine erste Antwort.

Mit dem Begriff «Wert» verbinden wir höchst unterschiedliche Vorstellungen. Wir sagen zum Beispiel von einer Sache, sie sei es wert, dass man sich für sie engagiere. Oder wir fordern von den Vertretern der Medien, sie sollten ihre Berichte sachlich, das heisst vorurteilslos und wertfrei abfassen. Oder wir deklarieren etwas als Muster ohne Wert. Noch vielfältiger wird das Spektrum, wenn man darauf achtet, welchen Dingen wir im einzelnen Wert zuschreiben und welchen nicht. Manche Filme bekommen das Prädikat «besonders wertvoll». Die schreckliche Rede von «lebensunwertem Leben» klingt uns noch im Ohr aus der Zeit des Nationalsozialismus. Gemälde von Picasso stellen einen Wert dar. Einem Menschen werden innere Werte attestiert. Wir sprechen von *ästhetischen, religiösen, moralischen Werten* ebenso wie von *Nützlichkeits-, Gebrauchs- und Konsumwerten*. Usw.

Verallgemeinernd kann man sagen: *Als Wert gilt uns etwas, das wir schätzen, und entsprechend beurteilen wir etwas als wertvoll, wenn es Eigenschaften besitzt, die wir schätzen.* In dem Verb «schätzen» steckt das Substantiv «Schatz». Der Wert ist ein Schatz, womit nicht nur etwas in materieller Hinsicht Kostbares gemeint sein kann (Gold, Juwelen, eine Sammlung antiker Vasen zum Beispiel), sondern auch etwas *geistig Hochstehendes* (so wenn wir behaupten, ein Wissensschatz sei etwas Unbezahlbare). *Ein Wert ist also etwas, das wir aus den unterschiedlichsten Gründen hochschätzen und das uns deshalb lieb und teuer und begehrenswürdig ist.* Je schwerer etwas für begehrenswürdig Gehaltene erreichbar ist, desto wertvoller scheint es demjenigen, der es erstrebt. Für jemanden, der mit jedem Rappen rechnen muss, hat ein zweiwöchiger Urlaub den Stellenwert von Luxus; wer sich dagegen viel leisten kann, betrachtet Ferien als etwas ganz Alltägliches. Dem Musikliebhaber, der ein Konzert genießt, bedeutet Musik etwas ganz anderes als dem Kind, das lieber zum Spielen als zum Klavierunterricht gehen würde. Was einer für wertvoll erachtet, hängt somit stark von seinen Lebensumständen und seinen besonderen Interessen ab. In einer pluralistischen Gesellschaft ist es überdies jedem freigestellt, das für wertvoll zu halten, was ihm als erstrebens-wert gilt, immer vorausgesetzt natürlich, dass er seine Mitmenschen nicht daran hindert, die Werte zu erstreben, die sie hochschätzen.



Annemarie Pieper: «Das Wollen ist unersättlich geworden.»

Wir wollen uns nun im Kontext unserer sozialetischen Frage den Werten zuwenden, die man im Unterschied zu den bis zu einem gewissen Grad beliebigen *Individualwerten* als *Kollektivwerte* bezeichnen könnte. *Diese bilden den gemeinsamen Sinnhorizont, innerhalb dessen die Mitglieder einer Gesellschaft ihre Handlungen normativ orientieren und kritisch überprüfen.* Die gemeinsam anerkannten Werte sind gewissermassen das moralische Rückgrat einer Handlungsgemeinschaft, mit dem der Zusammenhalt ihrer Mitglieder steht und fällt. Keine menschliche Sozietät kommt ohne verbindliche, die Dazugehörigen zur Gemeinschaft verbindende Werte aus. Selbst eine Räuberbande hat ihren Ehrenkodex, der die Räuber auf Werte der Ganovenehre verpflichtet, ohne die die Bande schnell zerfallen würde: zum Beispiel der Wert der Gerechtigkeit, der die Aufteilung der Beute regelt, oder der Wert des Schweigens, der beim Erwischtwerden die Preisgabe der Namen von Komplizen verbietet. Kollektive oder *soziale Werte* sind somit dadurch charakterisiert, dass sie *gemeinschaftsbildend* sind und einen *Anspruch auf allgemeine Anerkennung innerhalb der Gruppe* erheben, zu der man gehört. Zwar mögen die Wertvorstellungen von Gruppe zu Gruppe weitestgehend variieren – in jedem Fall konstituiert sich die jeweilige Gruppe als Gruppe durch gemeinsame Wertüberzeugungen, deren Unverletzlichkeit ausser Frage steht. In aufgeklärten, frei-

heitlich verfassten Gesellschaften besteht ein Konsens darüber, dass bestimmte *Grundwerte*, wie sie zum Beispiel in den *Menschenrechten* formuliert sind, als ein jedem Menschen zustehendes, unveräusserliches Gut zu betrachten sind, dessen Hochschätzung in niemandes Belieben steht: *Werte wie Freiheit, Würde der Person, Leben, Selbstverwirklichung*. Diese Werte gelten als unbedingt zu schützende, da die Menschen zu einer Menschheit vereinigende Grund- oder Basiswerte, auf deren allgemeinschlicher Anerkennung die Hochschätzung spezieller, regional unterschiedlich ausgeprägter Werte beruht. *Die Anerkennung des Menschen als Menschen ist die Grundvoraussetzung, unter der eine Verständigung über die Verbindlichkeit und den Geltungsbereich von Werten herbeigeführt werden kann*. Wo jedoch einer des anderen Wolf ist, fehlt der gemeinsame Boden, auf dem über kollektive Werte sinnvoll geredet werden kann und solche Werte verwirklicht werden können.

Der Mensch hat also unter allen Lebewesen einen besonderen Wert, auf den sich seine Rechte als Mensch gründen. Der Ausdruck «Menschenrechte» bezieht sich auf etwas, das jedem menschlichen Wesen unverbrüchlich zusteht. In dieser Allgemeinheit verweist er auf einen allen Menschen gemeinsamen normativen Horizont, in welchem die individuellen empirischen Besonderheiten, die im zwischenmenschlichen Umgang als trennende Schranken erfahren werden, keine Rolle spielen: *Wo von Menschenrechten die Rede ist, werden Hautfarbe, Geschlecht, soziale Stellung und spezielle Talente oder Fähigkeiten gegenstandslos*. Was allein zählt, ist das jedem der Gattung Mensch zugehörigen Subjekt als solchem Zukommende. Unter normativem Gesichtspunkt betrachtet, hat der Mensch einen Wert. Diesen Wert, der die menschliche Natur als humane auszeichnet, nennen wir Menschenwürde. Menschenwürde ist ein Wert, der weder angeboren noch erworben ist und den man auch nicht verlieren kann. Werte existieren nicht an sich und unabhängig in einem eigenen Wertehimmel. Vielmehr sind sie das Resultat eines Schätzens, und was der Mensch am Menschen hochschätzt, das heisst am höchsten schätzt, ist jenes durch das Wort «Menschenwürde» signalisierte Charakteristikum, durch das er sich aus der Welt der Lebewesen ausgrenzt und als eigene Gattung bestimmt.

Die eigentümliche Unbestimmtheit des Begriffs der Menschenwürde hängt damit zusammen, dass eben jenes, das Humanum des Wesens Mensch ausmachende, Charakteristikum verschieden definiert wurde und wird. Überblickt man die Geschichte der abendländischen Philosophie, so finden sich *Definitionen theoretischer, praktischer und ästhetischer Art* für den Wert des Menschen und damit für seine Würde. Entsprechend reicht die Palette der Auffassungen des wahrhaft Menschlichen von *Rationalität, Selbstbewusstsein und Sprachfähigkeit über Gesellschaftlichkeit, Freiheit und Gerechtigkeit bis hin zu Schönheit und Kreativität des sich selbst hervorbringenden Kunstwerks Mensch*. Obwohl also generell Einstimmigkeit unter den Philosophen darüber herrscht, dass es einen allen Menschen gemeinsamen Wert gibt, der ihre Würde ausmacht, fällt die inhaltliche Bestimmung dieses Wertes verschieden aus, und da sich die Menschenrechte auf den Begriff der Menschenwürde gründen, ergeben sich unterschiedliche Typen philosophischer Menschenrechtsbegründungen. Um dies noch einmal klarzustellen: *Der Begriff der Menschenwürde ist an sich selber ebensowenig begründungsbedürftig wie der auf ihm basierende Begriff der Menschenrechte*. Dass der Mensch grundsätzlich als Mensch einen Wert hat, auf dessen Unverletzlichkeit er ein natürliches, moralisches und juristisches Recht hat, ist unter aufgeklärten Denkern nicht kontrovers. Verständigung ist jedoch nötig in bezug auf die jeweils bevorzugte Definition der Menschenwürde und die gewählte Methode, vermittels derer diese Definition begründet werden soll.

Wir sehen heute den Grundwert des Menschlichen in der *Freiheit*, in der freien *Selbstbestimmung von Individuen, Staaten und Völkern*. Eine auf ihre Freiheit hinarbeitende und schliesslich befreite Menschheit, die jedem Individuum das Seine zugesteht und auf dem Boden eines Weltfriedens die Bedingungen dafür bereitstellt, dass alle ihr Recht auf Freiheit ungehindert wahrnehmen können – dies ist nach unserem Verständnis das letzte und höchste Ziel der Sozialethik.

Aber gerade die Freiheit ist auch der Grund dafür, dass nichts so bleibt, wie es ist, dass alles sich ändert und auch die Werte sich wandeln. Dabei können *Krisenzeiten* auftreten. Denn Werte, insbesondere die Grundwerte, stabilisieren nicht nur den sozialen Zusammenhalt, sondern sind auch Indikatoren für das Sinnverständnis derer, die diese Werte hochschätzen. Wenn *Sinnkrisen* auftreten, hat dies seinen Grund in einem *Wertekonflikt*, sei es dass alte Werte fragwürdig werden, sei es dass veränderte Situationen eine Besinnung auf neue Werte erforderlich machen. In Sinnkrisen wird das Vertrauen in das, was bisher als Maßstab des Handelns problemlos anerkannt war, erschüttert, und es folgt eine Phase der Unsicherheit und Orientierungslosigkeit, bis es gelingt, durch radikale Kritik und schöpferische Neubesinnung das Feld für ein erneuertes Wertebewusstsein vorzubereiten.

In einer Sinnkrise befinden auch wir uns heute

Wir haben gewisse Schwierigkeiten, die überlieferten Wertvorstellungen vorbehaltlos als die unseren anzuerkennen. Wir haben nämlich die Erfahrung gemacht, dass nichts ewig gilt, dass Werte sich ständig wandeln oder anderen Werten Platz machen müssen. Was gestern noch ein Tabu war, wird heute schon völlig selbstverständlich praktiziert und vielleicht morgen gänzlich abgeschafft. Die Werte, die unsere Grosseltern geschätzt haben, stossen bei uns häufig schon auf Unverständnis, so wie wir manchmal den Kopf über das schütteln, was die heutige Jugend als wertvoll erachtet. In unserer schnellebigen Zeit wandeln sich die Wertvorstellungen ebenso rasch, wie die Situationen sich ändern. Die Folge davon ist eine *Verarmung des Wertbegriffs*. Wir kennen trotz der Vielfalt an Werten in den verschiedenen Dimensionen unserer Lebenswelt nur noch einen einzigen Grundwert, dem wir letztlich alle übrigen Wertvorstellungen unterordnen, und das ist der *Wert des Nutzens, des Vorteils, des Profits*. Der Wertbegriff hat sein *qualitatives* Moment verloren und wird nur noch auf *quantifizierbare* Gegenstände bezogen. Wo von Wertakkumulierung und Wertsteigerung die Rede ist, wird nur das für wertvoll gehalten, was zur *Gewinnmaximierung* beiträgt. Das Geld avanciert zum Wert schlechthin, weil es das Mittel ist, durch das man sich alles übrige, was man hochschätzt, verschaffen kann. Die Wirtschaft ist heute zu jener alles beherrschenden Domäne geworden, die Werte schafft.

Wie ist es zu dieser Verarmung und Reduktion des Wertbegriffs auf zählbare und berechenbare Grössen gekommen?

Es sind zweifellos unüberschaubar viele Faktoren, die zu einer materialistischen Lebensform beigetragen haben. Ich muss mich hier auf wenige Aspekte beschränken, die mir erwähnenswert scheinen. Als erstes – und das ist eine mehr psychologische Vorbemerkung – weiss wohl jeder von sich selbst, dass ein gewisses Mass an *Trägheit und Bequemlichkeit* oft dazu verführt, sich für Dinge zu entscheiden, die bei geringstem Aufwand den grösstmöglichen Nutzen versprechen, während zur Erreichung anderer, vielleicht höherrangiger immaterieller Güter ungleich mehr Kraft und Mühe eingesetzt werden müssten, wobei der Gewinn sich nicht in Zahlen ausdrücken lässt. Historisch betrachtet ist ein zweiter Aspekt bedeutsam. Der im angelsächsischen Sprachraum in der

zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstandene Utilitarismus (von lat. utilis = nützlich, also Nutzenlehre) prägte den Slogan *vom grössten Glück der grössten Zahl* und meinte damit, dass das Glück nichts anderes ist als die in einem Nutzenkalkül errechenbare Summe des von den Mitgliedern der Gemeinschaft erwirtschafteten Gesamtnutzens, also gewissermassen das *Bruttosozialprodukt*, an dem alle nach Massgabe ihrer Leistung beteiligt werden. Dieser utilitaristische Ansatz, der heute weltweit die Prozesse der Wirtschaft und deren Theorien bestimmt, hat den Boden bereitet für eine Quantifizierung des Qualitativen, insofern der Begriff des Glücks in den Begriff des Nutzens transformiert und das Glück auf diese Weise kalkulierbar gemacht wurde. Nun haben die meisten Moralphilosophen dem Glück des Menschen ebenfalls stets einen sehr hohen, wenn auch nicht immer den höchsten Wert zuerkannt. Glück wurde zum Beispiel von *Aristoteles* als eine unteilbare Qualität aufgefasst, die jedesmal dann realisiert ist, wenn *alle geistigen, sittlichen und körperlichen Bedürfnisse befriedigt sind*, ein Mensch also für einen Augenblick *wunschlos* ist, da er keinen Mangel fühlt und somit nichts begehrt. Diese qualitative Vorstellung vom Glück als eine in Momenten einer *vollständigen geistigen und leiblichen Erfülltheit erfahrenen unteilbaren Ganzheit* – quasi eines interesselosen Wohlgefallens – haben die Utilitaristen über den Nutzenbegriff berechenbar gemacht, um die jedem aus dem Gesamtnutzen zustehenden Glücksquanta festsetzen zu können. Mit der Zeit bildete sich ein Wertbewusstsein heraus, das als grundlegenden, da die Existenz ermöglichenden Wert den *Nutzen* betrachtete und alle qualitativen Wertvorstellungen als irrationale, da nicht berechenbare und bezüglich ihres Gewinns nicht beurteilbare Inhalte in den Bereich des Privaten abdrängte. So gilt das Studium alter Sprachen bei vielen als ein überflüssiger Luxus, da niemand sie heute mehr als Kommunikationsmittel benötigt. Musik zu hören oder sich die Zeit mit Spielen zu vertreiben, sind Betätigungen, die nichts einbringen. Eine Ausnahme bildet vielleicht der Sport, aber auch nur insofern, als körperliche Ertüchtigung dazu beiträgt, dass man den Anforderungen des Berufslebens besser gewachsen ist und sich somit im Hinblick auf dieses bezahlt macht. Der Wert von Kunstgegenständen und Antiquitäten schliesslich bemisst sich nicht mehr an ihrer ästhetischen Qualität, sondern an dem Preis, der für sie auf dem Kunstmarkt zu erzielen ist und sie zu einer sicheren Geldanlage macht. Wir haben uns, oft ohne es zu merken, das utilitaristische Nutzenprinzip schon so sehr zu eigen gemacht, dass es uns gar nicht mehr auffällt, wenn wieder einmal ein Stück Qualität dem quantifizierenden Zugriff zum Opfer fällt.

Ein dritter Faktor, der unser Konsumverhalten ebenfalls beeinflusst, ist die von *Nietzsche* und andern kritisierte *einseitige Betonung des Geistigen* von seiten des Christentums und idealistischer Philosophien, in deren Lehren vom Sündenfall und vom Bösen der Triebstruktur des Leibes bzw. der Materie als solcher die Schuld an der Selbstverfehlung des Menschen zugeschoben wurde. Die materialistische Gegenbewegung verkehrte nur die Akzente und machte die Ideologien des Geistes für alles Schlechte in der Welt verantwortlich und versuchte so, die Unschuld der zu Unrecht unterdrückten materiellen Bedürfnisse wieder herzustellen. Der Materialismus hat uns jedoch ins andere Extrem geführt. Das Anliegen Nietzsches etwa, der dem Leib wiedergeben wollte, was des Leibes ist, ohne dem Geist etwas zu nehmen, was des Geistes ist, wurde missverstanden. Die Begriffe «Wille zur Macht» und «Übermensch», die er geprägt hatte, um den individuellen Selbstverwirklichungsprozess als die ununterbrochene Anstrengung des seiner selbst mächtig Werdens und sich immer wieder von neuem Überwindens zu charakterisieren, wurden politisiert und zur Ideologie eines die Welt beherrschenden allmächtigen Führers verfälscht. Aber auch im Alltagsverständnis wurde Nietzsches Botschaft falsch interpretiert, trivialisiert und in Ver-

bindung mit dem Nutzenprinzip ins Quantitative übersetzt. Als mächtig und einflussreich gilt derjenige, der imstande ist, sich alle die Güter zu verschaffen, die er haben will und deren Besitz sein Prestige steigert.

Das Wollen ist unersättlich geworden

Wir wollen eigentlich nicht mehr etwas Bestimmtes, sondern wir wollen immer noch mehr und finden bei keinem erreichten Ziel mehr eine wirkliche Befriedigung, weil es immer noch etwas Grösseres gibt, das wir haben wollen. Im Sog dieses Strebens nach Nutzenmaximierung bleibt das eigentliche Qualitative auf der Strecke bzw. wird in ein Quantum Nutzen verwandelt und dem jeweils erzielten Profit zugeschlagen.

Dieses ungezügelte Streben nach Vermehrung des Nutzens und wachsendem Reichtum, in welchem jedes Ding und jeder Mensch seinen Preis hat und nur über seinen Preis bezüglich seines Wertes taxiert wird, hat zu der Sinnkrise geführt, in der wir uns heute befinden. Auf der *psychologischen Ebene zeigt sich diese Sinnkrise darin, dass es nicht mehr befriedigt, immer mehr zu wollen und doch keine Erfüllung im quantitativen Zuwachs auf der Habenseite zu finden*. Das über dem blossen Verrechnen von allem und jedem abhandeln gekommene Qualitätsbedürfnis meldet sich wieder und lässt die einseitige Ausrichtung auf den reinen Nutzenwert zutiefst fragwürdig erscheinen. Die Sinnkrise des materialistischen, am Nutzenkalkül orientierten Denkens ist aber auch dadurch entstanden, dass sowohl die natürlichen als auch die menschlichen Ressourcen zur Neige gehen, deren rücksichtslose Ausbeutung das Nutzenwachstum ermöglichte.



Tips für den Medienkontakt



Die Zusammenarbeit mit Presse, Radio und Fernsehen ist ein wichtiges Mittel für die Öffentlichkeitsarbeit jeder Organisation oder Institution. Damit Ihnen in Zukunft der richtige Umgang mit diesen Medien kein Kopfzerbrechen mehr bereitet, hat jetzt die Schweizerische Gesundheitsligen-Konferenz GELIKO eine Broschüre mit praktischen Tips für den Medienkontakt herausgegeben.

Die Broschüre richtet sich an alle Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen im Sozial- und Gesundheitswesen, die sich mit Öffentlichkeitsarbeit befassen. Sie hat zirka 20 Seiten und kann mit dem untenstehenden Bestelltalon zum Preis von Fr. 10.50 inkl. Porto bezogen werden.

Bestelltalon

Ich/wir bestelle(n).....Ex. «Tips für den Medienkontakt»
à Fr. 10.50 inkl. Porto.

Name, Vorname _____

Firma, Adresse _____

Datum, Unterschrift _____

Bitte einsenden an:

Schweizerische Gesundheitsligen-Konferenz GELIKO,
Postfach 217, 8027 Zürich

Die ökologischen Probleme und das Problem des Hungers in der Dritten Welt sind die katastrophalen Folgen einer auf Gewinnmehrung um jeden Preis bedachten Lebensweise.

Wir fangen an zu begreifen, dass die Natur und die Mitmenschen einen nicht verrechenbaren Eigenwert besitzen, dessen Missachtung dazu geführt hat, dass wir uns selbst und unserem Lebensraum unübersehbare und nicht wieder gut zu machende Schäden zugefügt haben.

Um eine Sinnkrise zu bewältigen und zu retten, was noch zu retten ist, müssen wir uns nicht so sehr auf neue Werte besinnen, sondern den *Maßstab ändern*, vermittels dessen wir den Wert von Dingen und Menschen beurteilen.

Wir müssen das Nutzenmaximierungsprinzip, das den Wert quantifizierend misst, durch ein qualifizierendes Prinzip ersetzen, das statt des immer mehr Wollens die Haltung des Verzichts dort gebietet, wo etwas auf dem Spiel steht, dessen Zerstörung wir nicht wollen können, ohne uns selbst mitzuzerstören.

Zur Einübung in eine Verzichtshaltung müssen wir alle bereit sein, sofern wir dem Wert der Humanität die ihm angemessene Würde zurückerstatten und damit unsere Verantwortung gegenüber uns selbst und der Natur anerkennen wollen. Wenn uns daran gelegen ist, die Sinnkrise zu überwinden, müssen wir aufhören, alles um uns herum als Mittel zur Befriedigung unserer unerfüllbaren Bedürfnisse zu betrachten, und uns daran gewöhnen, dass nicht nur dem Ich, sondern auch dem, was nicht Ich ist – anderen Lebewesen: Menschen, Tieren, Pflanzen usw. –, eine Werthaftigkeit zukommt, die um ihrer selbst willen zu respektieren und zu schützen unsere Aufgabe sein wird.

Was uns heute not tut, ist demnach ein Umlernen in bezug auf das Prinzip, das unseren Hochschätzungen als Maßstab zugrunde liegt

Zur Grundlage unseres Handelns muss anstelle eines quantifizierenden wieder ein qualitatives Wertebewusstsein werden. Statt noch mehr Waffen, noch mehr Macht, noch mehr Technik, noch mehr Geld auf der einen Seite, dem auf der anderen Seite noch mehr Ohnmacht, noch mehr Unterdrückung, noch mehr Umweltverschmutzung, noch mehr Armut entspricht, verbunden mit noch mehr Angst, Unfreiheit, Krankheit und Elend – *statt eines die Unmenschlichkeit festschreibenden grenzenlosen Nutzenwachstums auf Kosten der Wehrlosen muss das neue Wertebewusstsein einen einzigen Wert, den Wert der Menschlichkeit hochhalten*, der allein imstande ist, das zu legitimieren, was man als echte Lebensqualität bezeichnen könnte, die den Sinn eines Lebens verbürgt. Menschlichkeit als schlechthin verbindlicher Grundwert ist die Basis für eine durch Verzicht herbeigeführte veränderte Einstellung

1. gegenüber sich selbst,
2. gegenüber den Mitmenschen und
3. gegenüber der aussermenschlichen Natur.

Auf der Ebene des Individuums zeigt sich das neue Selbstwertgefühl darin, dass es nicht mehr, den Zwängen seines Egoismus gehorchend, das Ziel seines Strebens ins Masslose verlegt, sondern unter Berücksichtigung der Erfordernisse der Situation und der durch sie Betroffenen seinem Handeln jeweils *selbstverantwortlich Grenzen* setzt – um des Besten aller Beteiligten willen. *Das Individuum schafft somit Lebensqualität, indem es von seiner Freiheit einen selbstkritischen Gebrauch macht, den es jederzeit zu verantworten bereit ist.*

Auf der Ebene des *zwischenmenschlichen Umgangs* sind es vor allem die *Werte der Solidarität, der Chancengleichheit und der Fairness*, in denen sich die durch Verzicht gewonnene neue Menschlichkeit zum Ausdruck bringt. Der Mitmensch wird als das andere Ich betrachtet, dem die gleichen Rechte zustehen, die ich für mich in Anspruch nehme. Der andere soll in erster Linie nicht Rivale im Konkurrenzkampf oder Feind aufgrund politischer und ideologischer Differenzen sein, sondern jemand, dem ich, wenn nicht mit Liebe oder Freundschaft, so doch solidarisch und fair begegnen muss, da er gleich mir ein leidensfähiges Wesen ist, dem nur dieses eine Leben zur Verfügung steht, um nach Sinn zu streben. In Anwendung auf Menschen erweist sich der Nutzenkalkül als inhumanes Instrument, durch das das Gesamtquantum Menschheit klassifiziert, hierarchisiert, in Herrschende und Beherrschte eingeteilt wird.

Wo Herrschaftsprinzipien trennen, fordern Solidarität, Chancengleichheit und Fairness eine alle Verschiedenheiten übergreifende Einheit, die die Menschen als Menschen miteinander verbündet.

Was das *Verhältnis des Menschen zur Natur* anbelangt, so müssen wir auch hier umdenken. An die Stelle der technisch-instrumentellen Vernunft, die die Natur als Selbstbedienungsladen angesehen hat, den man ohne Gegenleistung ausplündern kann, muss eine Vernunft treten, die die Natur nicht mehr als blosses Aggregat an sich wertloser Materie, sondern als Subjekt betrachtet, als einen lebendigen Organismus. Organisierte Materie können wir uns nur nach Analogie mit einem zwecksetzenden Subjekt vorstellen, das zielgerichtet, das heisst, sinnvoll handelt und insofern einen Eigenwert besitzt. So verstanden gestehen wir auch der Natur, wenn wir sie als Subjekt anerkennen, Rechte zu: ein Recht auf Selbstsein, Würde, sogar Freiheit. Diese Rechte muss der Mensch als Anwalt der Natur stellvertretend für sie wahrnehmen, so wie er zum Beispiel auch die Rechte ungeborenen Lebens oder späterer Generationen stellvertretend für diese wahrzunehmen hat. Die menschliche Verantwortung erstreckt sich auf die gesamte Lebenswelt, die dem autoritären Verfügungsanspruch einer alles objektivierenden, quantifizierenden, beherrschen wollenden Rationalität Werte entgegengesetzt, für die es sich zu leben lohnt, Werte, die die Menschlichkeit des Wesens Mensch als Sinnziel und Grenze der Freiheit signalisieren.

Der Ruf nach mehr Menschlichkeit

wird tagtäglich von überallher – nicht zuletzt durch die Medien – an uns herangetragen, und auch wir selber fordern angesichts all der Hiobsbotschaften über das elende Zugrundegehen von Menschen, Tieren und Natur durch Kriege, Hungersnöte, Krankheiten und Katastrophen aller Art, es müsse menschlicher zugehen in unserer Lebenswelt. Dieser in Verbindung mit Appellen an die Vernunft, mit vehementen Protesten oder mit Schilderungen beklagenswerter Zustände geforderte Zuwachs an Menschlichkeit durch Abbau von Unmenschlichkeit geschieht schrittweise. In einem ersten Schritt – dies ist gewissermassen das Nahziel – sollen Massnahmen ergriffen werden, die zur *Verringerung des Leids* beitragen. In einem zweiten Schritt – und dies ist das Fernziel – geht es dann um eine *Verhinderung des Leids* durch eine Änderung der Bedingungen, die das Leid entstehen liessen.

Verringerung und Verhinderung von Leid – das klingt so einfach und so selbstverständlich, dass man sich fragt, weshalb es überhaupt nötig ist, die Menschen eigens und nachdrücklich dazu aufzufordern. Dies hat seinen Grund darin, dass der Mensch nicht schon von Natur aus auf Menschlichkeit «programmiert» ist, sondern erst lernen muss, sich in freier Selbstbestimmung zu einem würdigen Mitglied der Gattung Mensch zu machen.

Die Fähigkeit zu freier Selbstbestimmung zeichnet den Menschen als Menschen aus, erhebt ihn über das Tier und macht ihn gottähnlich.

Aber eben diese Fähigkeit ist es auch, durch die der Mensch sich zum Unmenschlichen machen kann, indem er seine Freiheit zur Einschränkung, Unterdrückung, im Extremfall gar zur Vernichtung anderer Freiheit missbraucht. Die Motive für ein solches menschenverachtendes Verhalten, das fremdes Leid nicht nur gering schätzt, sondern oft sogar noch als legitimen Preis für die Durchsetzung der eigenen Interessen ausgibt, sind Legion. Aber sie lassen sich, wenn ich es recht sehe, allesamt auf einige wenige Beweggründe zurückführen: *Machtbegehren, Profitstreben, Geltungssucht, Neid*. Mag sein, dass diese vier typischen Verhaltensmotive Relikte jener archaischen Zeiten sind, in denen wir noch der Spezies Tier zugehörten. Und wenn uns das Auftreten mancher Politiker, Militärs und Führungskräfte jeglicher Couleur oft fatal an das Imponiergehabe eines Platzhirschs, eines Leithammels oder eines Obergorillas erinnert, so scheint dies ein schlagender Beweis für die These über die Herkunft des Menschen vom Tier zu sein, allerdings in einer den Menschen disqualifizierenden Form. Was einst zum Schutz und zur Überlebenssicherung der Herde notwendig war, wirkt heute bei einem Lebewesen, das beansprucht, seine Ziele auf der Basis von Vernunft und Moralität zu wählen, nicht nur lächerlich, sondern geradezu pervers, denn was für das Tier recht ist, ist für den Menschen degradierend, zumal dann, wenn die tierischen Verhaltensmuster beim Menschen gerade nicht dazu dienen, die Gattung Mensch überlebensfähig zu machen, sondern genau im Gegenteil auf den persönlichen Vorteil all derer abzielen, die in den Mitmenschen nur ein Instrument zur Befriedigung von Machtinteressen sehen und selbst das Risiko des Untergangs der Menschheit nicht scheuen: *Nach uns die Sintflut, aber eben: nach uns.*

Was aber können wir tun, um unsere Gesellschaft menschlicher zu gestalten?

Ist es nicht angesichts der uns heute weltweit bedrängenden Probleme für den einzelnen aussichtslos und daher hoffnungslos, gegen die desolaten Zustände ankämpfen zu wollen, vor allem, wenn man es ablehnt, selber zum äussersten Mittel der Gewalt zu greifen und damit die Menschlichkeit, wenn auch um der Menschlichkeit willen, ebenfalls preiszugeben? Lohnt sich überhaupt noch irgendein persönlicher Einsatz, wenn er doch von vornherein zum Scheitern verurteilt ist? Diese Fragen sind nur allzu berechtigt. *Aber wie soll sich überhaupt noch etwas ändern, wenn alle resignieren?* Es hat sich doch gezeigt, dass der Protest vieler, von denen jeder einzelne für sich allein ohnmächtig ist, etwas zu bewirken vermag, auch wenn dabei zunächst vielleicht nur ein allgemeines Problembewusstsein geweckt wird, das sich dann in einem öffentlichen Diskurs niederschlägt, der günstigenfalls wiederum praxiswirksame Folgen hat.

Die Menschlichkeit einer Gesellschaft hängt somit sehr wesentlich vom persönlichen Engagement und der Zivilcourage jedes einzelnen ihrer Mitglieder ab, mit deren Einsatz für die Verringerung und Verhinderung von Leid die Humanität steht und fällt.

In der traditionellen Ethik gibt es für diese sittliche Grundhaltung ein Wort, das etwas aus der Mode gekommen ist, weil es für viele nach verstaubten Moralvorstellungen klingt: ich meine das Wort *Tugend*. Mir scheint, dass es eigentlich kein besseres Wort gibt, um genau das zu bezeichnen, was uns nottut, wenn wir unsere Gesellschaft humanisieren wollen: Wir müssen uns in Tugend einüben, wobei ich unter Tugend wortwörtlich die *Tauglichkeit zum Menschsein* verstehe. Zum Menschsein aber taugt man durch den guten Willen, immer nach bestem Wissen und Gewis-

sen zu handeln, das heisst durch die grundsätzliche Bereitschaft, sich unter dem Aspekt des Prinzips der Humanität, wie es in den Menschenrechten niedergelegt ist, nicht nur ein eigenes begründetes und verantwortetes Urteil über die bestehenden Verhältnisse zu bilden, sondern unter Einsatz aller verfügbaren Kräfte *das Seine dazu beizutragen, um unmenschliche Zustände innerhalb des eigenen Wirkungskreises so weit wie möglich zu beseitigen.*

Die Tugend im Sinne von Tauglichkeit zum Menschsein hat entsprechend der Mannigfaltigkeit unserer Beziehungen zu den Mitmenschen, zur organischen und zur anorganischen Natur viele Gesichter. Die *Griechen kannten vier Kardinaltugenden: Weisheit, Besonnenheit, Tapferkeit und Gerechtigkeit*; Tugenden, durch die der einzelne sowohl seine Tauglichkeit als Mensch als auch seine Trefflichkeit als Bürger der Polis, des griechischen Stadtstaates, unter Beweis stellte. Das *Christentum fügte Glauben, Liebe und Hoffnung als jene Tugenden hinzu, durch die der religiöse Mensch seine Tauglichkeit für das Himmelreich und die Gemeinschaft mit Gott erwies*. Die *französische Revolution* schrieb *Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit* als die Tugenden des aufgeklärten, um seine Endlichkeit wissenden Weltbürgers auf ihr Panier. Alle diese Tugenden sind auch heute noch unverzichtbare Grundmuster humanen Verhaltens. Aber unsere Lebenswelt ist zunehmend komplexer geworden, der Bestand der Menschheit und die Lebensqualität der späteren Generation ist gefährdeter denn je. Hinzu kommt ein *Pluralismus an Weltanschauungen, religiöser Überzeugungen und Ideologien, die ein humanes Miteinander erschweren*. Trägt man all diesen Faktoren Rechnung, so sind wir heute weiter als je zuvor davon entfernt, die Erde in ein irdisches Paradies zu verwandeln, in welchem glückliche und zufriedene Menschen leben. Wir müssen im Gegenteil sogar froh sein, wenn das von uns selbst inszenierte Inferno nicht wieder ein Stückchen näherrückt. Unter diesen Umständen halte ich drei Tugenden für besonders zeitgemäss, da sie den Menschen nicht überfordern, wie es zum Beispiel das Gebot der Feindesliebe oft tut, sondern ein *blosses Minimum an Menschlichkeit bzw. an Tauglichkeit zum Mitmenschsein verlangen. Es sind*

die Tugenden des Mitleids, der Toleranz und der bereits erwähnten Solidarität.

Wer im Mitleid fremdes Leid mitträgt und zu lindern sucht, nimmt Anteil am Unglück anderer, leidensfähiger Lebewesen, anstatt teilnahmslos den Dingen ihren Lauf zu lassen. Wer Toleranz gegenüber Andersdenkenden übt, respektiert das Recht eines jeden auf freie Selbstbestimmung, anstatt die eigene Meinung zu verabsolutieren. Wer schliesslich seine Entscheidungen auf der Basis solidarischer Verbundenheit mit den Mitmenschen trifft, anstatt rücksichtslos seine eigenen Interessen zu verfolgen, erkennt im anderen das Humanum an, für das sich ein Verzicht auf persönliche Glücksansprüche lohnt.

Jeder kann an seinem Ort und auf seine Weise für mehr Menschlichkeit in unserer Gesellschaft sorgen.

Mitleid, Toleranz und Solidarität sind erstrebenswerte Tugenden, da sie einem für alle lebenswerteren und menschenwürdigeren Dasein den Weg bereiten. Und nicht zu vergessen schliesslich: der *Humor*. Der Mensch ist das einzige Lebewesen, das lachen kann. Lachen befreit vom Ernst der Dinge und erhebt über die Not des Alltags. Wer unter dem Druck der Verhältnisse das Lachen dennoch nicht verlernt hat und sich bemüht, durch seinen Humor andere zum Lachen zu bringen, schafft eine Atmosphäre der Mitmenschlichkeit, in der alles Schwere für einen Moment leicht und erträglich wird. Lachen verbindet, ja verbündet über alle Grenzen und Unterschiede hinweg und stiftet auf seine Weise einen gemeinschaftlichen Raum für Toleranz, Fairness, Solidarität. Das

Lachen, die Freude, das Spiel – dies alles gehört ebenfalls zur Lebensqualität hinzu und trägt dazu bei, dass es in unserer Gesellschaft insgesamt menschlicher zugeht.

Zum Schluss möchte ich meine bisherigen, mehr grundsätzlichen ausgerichteten sozialetischen Überlegungen an einem Problem konkretisieren, das auch Ihnen ganz besonders am Herzen liegt: das *Problem der Betreuung alter Menschen*. Mir scheint, dass sich die Humanität einer sozialen Gemeinschaft daran ablesen lässt, wie sie mit ihren älteren, hilfsbedürftigen Mitmenschen umgeht, deren Anspruch auf Freiheit und Würde auch dann nicht verlorengeht, wenn sie nicht mehr imstande sind, diesen Anspruch selbständig wahrzunehmen.

Wohin mit den alten Leuten, wenn sie krank und gebrechlich sind? Ich möchte Ihnen zunächst zwei Lösungsvorschläge unterbreiten, die wir als zutiefst inhuman empfinden und die abschrecken sollen. Sie stammen aus einem Märchen bzw. einer Utopie, sind aber, wie sich zeigen wird, gar nicht so weit entfernt von der heutigen Realität. Die erste Möglichkeit wird in *«Gullivers Reisen»*, einem berühmten Kinderbuch von *Jonathan Swift* beschrieben (1726). Nachdem Gulliver in Liliput die Zwerge und in Brobdignag die Riesen kennengelernt hat, besucht er das Königreich Luggnagg. Dort hört er von einer Besonderheit, nämlich dass hin und wieder ein Kind mit einem roten Fleck auf der Stirn geboren wird – ein Zeichen seiner Unsterblichkeit. Gulliver ist begeistert. Unsterblich zu sein, ist ein alter Traum der Menschheit. Den Tod zu besiegen, wäre das grösste Glück. Die Bewohner von Luggnagg sind befremdet und fragen ihn, wie er sich sein Leben vorstelle, wenn er mit dem Zeichen der Unsterblichkeit geboren worden wäre. Gulliver antwortet, er würde es zu Reichtum und Wissen bringen wollen, um gemeinsam mit anderen Unsterblichen über die Jahrhunderte hinweg die Menschheit zu verbessern, bis sie keine Fehler mehr mache und in Eintracht und Frieden lebe. Was Gulliver daraufhin zu hören bekommt, erschreckt ihn. «Der Lebensplan, den ich aufgestellt hätte, sei unvernünftig und unbillig, da er eine immerwährende Dauer der Jugend, Gesundheit und Geisteskraft voraussetze. Kein Mensch könne aber doch so töricht sein, diese zu erwarten . . . Es sei deshalb nicht die Frage, ob ein Mensch stets in der Blüte der Jugend, verbunden mit Wohlstand und Gesundheit, leben wolle, sondern wie er ein ewiges Leben mit all den üblichen Nachteilen, die das Alter mit sich bringt, verbringen würde» (305). Gulliver hatte Unsterblichkeit automatisch mit ewiger Jugend verbunden vorgestellt. Die Realität belehrt ihn eines anderen. Die Unsterblichen sind schrecklich anzusehende, bedauernswerte Gestalten, die nur noch dahinvegetieren, an verschiedenen, wenn auch nicht zum Tode führenden Krankheiten leiden, ihr Gedächtnis verloren haben und nach mehreren Generationen nicht einmal mehr die sich

verändernde Landessprache verstehen können. Sie leben, so heisst es, wie Fremde in ihrem eigenen Vaterland, von allen verachtet und gehasst. Mit 80 Jahren werden sie für tot erklärt, enterbt und entmündigt. Sie haben keinerlei Rechte mehr und werden vom Staat nur notdürftig versorgt, so dass sie betteln gehen müssen.

Auch wenn es bei uns keine Unsterblichen gibt, so haben doch viele alte Menschen ähnliche Gebrechen wie die von Gulliver beschriebenen Struldbrugs. *Geistige Verwirrtheit, Alzheimersche Krankheit und andere Altersleiden lassen die Lebensqualität auf ein Minimum schrumpfen, und auch wir tendieren dazu, solche Leute auszugrenzen und sich selbst zu überlassen*. Zwar lassen wir es nach Möglichkeit nicht zu, dass sie verwaarloosen, aber wir behandeln sie eher selten auf der Basis von Solidarität, Fairness und Mitleid.

Ganz anders als in dem vom Gulliver geschilderten Königreich Luggnagg geht es in *Aldous Huxleys Utopie «Schöne neue Welt»* zu. Dort ist es gelungen, alle Krankheiten abzuschaffen. «Sämtliche physiologischen Symptome des Greisenalters sind beseitigt. Und zugleich mit ihnen natürlich auch . . . alle psychischen Eigenheiten alter Menschen. Heutzutage bleibt der Charakter während des ganzen Lebens unverändert» (61). In der schönen neuen Welt werden die Menschen nach Bedarf in der Retorte erzeugt und für ihre Aufgabe im Staat programmiert. Sie brauchen keine Entscheidungen mehr zu treffen. Alles läuft nach Plan, und es geht ihnen immer gut. Eine intensive medizinische Betreuung sorgt dafür, dass sie nicht altern und bis zum 60. Lebensjahr, wenn sie sterben müssen, gesund und im Vollbesitz ihrer Kräfte bleiben. Sie beenden schliesslich ihr Leben im Alter von 60 Jahren – faltenlos und wie 16jährige aussehend – in einer Sterbeklinik, in welcher sie schon vom Kindesalter an zwei Vormittage in der Woche verbracht haben, um den Tod als etwas Selbstverständliches zu begreifen und den Vorgang des Sterbens mittels einer euphorisierenden Droge in einer Art staatlich verordnetem kollektivem Selbstmord als etwas Angenehmes zu betrachten. «Die Welt ist jetzt im Gleichgewicht. Die Menschen sind glücklich, sie bekommen, was sie begehren, und begehren nichts, was sie nicht bekommen können. Es geht ihnen gut, sie sind geborgen, immer gesund, haben keine Angst vor dem Tod. Leidenschaft und Alter sind diesen Glücklichen unbekannt» (191).

Auch Huxley greift in seiner Utopie einen alten Menschheits Traum auf: ohne gesundheitliche Beeinträchtigung alt zu werden und schmerzlos, ohne Angst vor dem Tod zu sterben. Aber der Preis, der dafür zu bezahlen ist, ist derselbe wie schon bei Swift: die Freiheit und Würde der Person. Wer bereit ist, diesen Preis zu bezahlen, verzichtet auf das, was den Menschen zum Menschen macht.

Wie beschädigt ein Mensch auch sein mag – nichts berechtigt uns, ihm das Recht auf grösstmögliche *Freiheit und Menschenwürde* abzusprechen. Über die angemessene medizinische Versorgung hinaus schulden wir ihm *Mitgefühl und Respekt* – auch und gerade dann, wenn im Extremfall Massnahmen ergriffen werden müssen, um ihn vor sich selbst oder uns vor ihm zu schützen. Freiheitsbeschränkungen zum Beispiel suizidgefährdeter oder für andere gefährlicher Personen sind nur in dem Mass gerechtfertigt, als sie dazu dienen, die Freiheit wiederherzustellen bzw. zu gewährleisten. Aber selbst wenn irreparable Schäden vorliegen, wenn ein alter Mensch aufgrund einer fortschreitenden geistigen und körperlichen Zerrüttung von seiner Freiheit keinen wesentlichen Gebrauch mehr zu machen imstande ist, sind wir moralisch verpflichtet, seine Würde als Mensch zu achten. Wir ehren dann in ihm den Menschen, der er einmal war oder hätte sein können, wenn die Umstände es zuliessen.

Spizentechnik für Profis

Lips

Hauptsitz:
Jakob Lips AG
CH-8902 Urdorf
Telefon 01 / 734 21 08
Telefax 01 / 734 21 04

Büro Lausanne:
Jakob Lips AG
CH-1041 Bretigny-sur-Morrens
Telefon 021 / 731 51 78
Telefax 021 / 731 23 59